Philadelphier Magazin

für

Freunde der deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

(Fortsetzung des Readinger Magazins.)

Herausgegeben von J. C. Goßler.

Nro. IV. April-Heft 1825. Alte Nummer XVI.

Der Feldwebel von der Potsdamer Garde.

(Fortsetzung.)

„Seh Er nicht so verzweifelt und traurig!" sagte einer von den ihn begleitenden Offizieren, der Mitleiden für den schönen jungen Mann zu fühlen schien.

„Ich bin nichts weniger als traurig!" antwortete Wilmson kurz, und knirschte mit den Zähnen.

„So ist's recht. Kein Soldat hat es besser, als in der Garde. Es wird ihm in Potsdam schon gefallen; nur Geduld! Sey er lustig und guter Dinge."

„Wenn man Alles, Alles, Alles, was Gegenwart und Zukunft boten, gräßlich zerschmettert sieht!"

„Denk' Er, ein Erdbeben habe Ihm das verschlungen."

„Dann wär ich traurig."

„Warum dann?"

„Wer kann wider Gott und Naturnothwendigkeit? Aber daß man mich aus meinem Hause, aus den Armen meines Vaters wegreißen, zum Sclaven machen darf — — Himmel und Hölle! das ist grausam!"

Der Offizier verstand ihn nicht.

Angekommen im Wachthause, ward der Rekrut dem dortigen Offizier übergeben und zu andern jungen Burschen geführt, die in einer schwarzgeräucherten Stube an langen hölzernen Tischen saßen, Bier

tranken, aßen, sangen und stinkenden Tabak schmauchten. Sie wollten den Neuankommenden in ihren lustigen Kreis ziehen. Er warf sich schweigend mit verschränkten Armen in einen Winkelsitz. Sie tranken ihm zu. Er wies sie zurück. Sie machten sich über das arme Mutterſöhnchen lustig, wie sie ihn nannten. Er antwortete nicht. Er brütete über Plane der Rache von fürchterlicher Art. Seines entehrten, zertretenen Lebens achtete er nicht mehr. Er beſchloß zu sterben und den Tod zu suchen, um der Welt das Beiſpiel zu geben, daß Macht und Gewalt nichts über den Willen des Entſchlossenen vermögen, der nicht in Fesseln der Sklaverey leben mag.

Die lärmende Gesellschaft um ihn her war eben hinausgegangen, frische Luft zu schöpfen, als sich die Thür öffnete. Der wachthabende Offizier und Herr Wilmſon traten ein. Als Fritz seinen Vater erblickte, sprang er auf, warf sich an dessen Brust und schluchzte so laut, so heftig, daß es selbst den Offizier zu rühren schien. Dieſer mochte nicht länger Augenzeuge des Abſchiedes seyn, und entfernte sich schnell.

Herr Wilmſon sprach kein Wort. Er ließ den Schmerz seines Sohnes austoben. Erſt als sich dieſer erſchöpft auf eine der hölzernen Bänke niederſetzte, trat Herr Wilmſon zu ihm und sagte, indem er Fritzens Hand nahm: „Du weinſt wie ein Knabe. Ich erwartete in dir einen Mann zu sehen, der fest und groß jedes Schickſal tragen kann. Was iſt's denn mehr? Du biſt Gefangener, biſt Soldat. Aber bleib Du nur in Dir ſtark und frey und gerecht, dann iſt nichts verloren. Sey ruhig! Es iſt noch nicht Alles verloren, wenn Du Dich nicht ſelbſt aufgiebſt."

— Wie, Sie haben noch Hoffnung, mich frey zu sehen?

„Allerdings."

— Sie können mich alſo wieder loskaufen? — rief Fritz, trocknete die Augen und ſprang freudig auf.

„Nein. Ich habe das Aeußerſte für Dich verſucht. Man hat mich abgewieſen. Der König beſteht darauf, Dich in der Garde zu haben. — Nun denn, Du gehſt alſo nach Potsdam. Du ergiebſt Dich in dein Schickſal."

— Und das können Sie, lieber Vater, ſo kalt ausſprechen?

„Du ergiebſt Dich in Dein Schickſal. Ich werde Dir Reiſekleider ſenden. Hier haſt Du Geld, wenn Du deſſen bedarfſt. Du gehſt nach Potsdam; Du unterwirfſt Dich Allem, was Dir geboten wird; Du ſollſt Dir Jedermanns Vertrauen erwerben. Ich verlange das von Dir."

— Ich laufe davon, und ſteht gleich Galgenſtrafe darauf.

„Nimmermehr! Du bleibſt, bis ich Dich rufe. Deine Unbe-

sonnenheit würde Dich und mich verderben. Wir haben hier kein schützendes Gesetz. Wage es nicht, Argwohn oder Zorn zu wecken; erst dann würden wir verloren seyn. Ich will sorgen. Ueberlaß Gott und mir Alles. Ich werde Dich retten. Nur Du übereile nichts."

— Und wie lange muß ich Sklavendienste thun?

„Bis ich selbst frei bin, bis mein Vermögen in Papier verwandelt und außer Landes ist. Dann wollen wir handeln. Sey ohne Kummer. Gehe Deinem Verhängnisse heiter entgegen."

— Aber ich soll den Eid der Treue schwören?

„Kannst Du den Zwang verhindern? Gezwungener Vertrag ist kein Vertrag. Gott und Vernunft sagen Dich vom erpreßten Eide los. Sollten solche Eide wider die ewigen Rechte der Menschheit gelten, so könnte man uns auch zwingen und darauf schwören lassen, vernunftlose Thiere zu seyn."

— Ich gehorche Ihnen, Vater.

„Du thust wohl daran. Wer nichts zu bereuen hat, hat über nichts zu verzweifeln. Der König hat mir heute ein festliches Gastmahl vereitelt; mehr ist's nicht. Meine Schwester . . ."

— Ach, weiß sie mein trauriges Loos?

„Sie weiß Alles. Ich selbst kündigte es ihr an. Ich sagte ihr nur: Schwester, Dein Wunsch wird nun erfüllt. Ich verlasse Magdeburg und ziehe mit Fritz zu Dir hinaus in die Freiheit, sobald ich mich hier von allen Banden losgerissen habe. Sie war vor Freuden außer sich. Ich erzählte ihr, was mit Dir geschehen sey. Sie dachte an ihren unglücklichen Gatten, und warf ein bitteres, fürchterliches Wort über die Gewaltigen dieser Welt hin. Dann aber sagte sie: Ich danke diesmal dem Könige. Er macht mir den Abend meines Lebens schön, ohne es zu wollen. Laß anspannen; mir brennt dieser Boden unter den Sohlen."

Die Ruhe, mit welcher Wilmson zu seinem Sohne sprach, wirkte besser auf des Jünglings Gemüth, als jeder Trostspruch. Er betrachtete jetzt die überraschende Begebenheit der letztern Stunden wie ein Abenteuer, die Reise nach Potsdam mit den übrigen Rekruten wie eine Lustparthie, und seinen Eintritt in die Garde wie eine Maskerade. Er schied heiter von seinem Vater, und erinnerte diesen nur noch, ihm mit andern Sachen auch das weiße Tuch und den Meerschaumkopf nachzusenden.

Folgenden Morgens, mit Sonnenaufgang, gieng der Rekrutentransport zum Thor hinaus über die Elbbrücke. Fritz, um nicht die Augen der Menschen zu sehr auf sich zu ziehen, hatte die zierlichen

Kleider, in denen er vor dem Könige erschienen war, mit den abgetragensten Reisekleidern vertauscht. Er wanderte niedergeschlagen vor sich hin. Am Ende der Strombrücke hörte er sich rufen. „Alle Wetter und Hagel, Fritzchen, wer hätte uns gestern früh erzählt, daß der Blitz so schnell in den Pulverthurm fahren und Alles sprengen würde! Aber das sag ich Ihnen, der König und der alte Dessauer meinten es verdammt gut mit Ihnen. Nur Sie sind an allem Schuld. Sie ganz allein! Warum sind Sie so schön und lang aufgeschossen, daß Sie Kopfslänge über Alles wegsehen! Warum machten Sie sich nicht klein, oder krumm, oder lahm? Sie kennen die Grille unsers braven Königs!"

Es war der Invalide Krabb, der dem jungen Wilmson die Hand reichte, und ihn noch eine Strecke begleiten wollte. Fritz drückte den Alten heftig an seine Brust. Er konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Kreuzbataillon!" schrie Krabb, und wollte mannhaft scheinen, den Schmerz verbeißen, der ihm die Brust zusammenzog, und die Thränen wegschütteln die ihm in den grauen Schnurrbart fielen: „Was ist denn das? Ich glaube gar, sie flennen wie ein altes Weib, Fritz. Schämen Sie sich, Herr. Hol's der Teufel, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun. Ein Soldat muß nicht heulen. Was soll das?"

Krabb wollte noch mehr zu Fritzens Ermuthigung sagen, aber seine Stimme brach. Er brachte kein Wort mehr über die bebenden Lippen, drückte dem jungen Wilmson die Hand und gieng weinend und fluchend über die Brücke zurück in die Stadt, indem er zwischenein für sich sang:

Ade, Ade, Ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh!

Sobald der junge Wilmson die Thürme von Magdeburg hinter sich aus den Augen verloren hatte, beruhigte sich sein Inneres. Er sah nur in die Zukunft hinaus, sah im fernen Hintergrunde seine Erlösung, seine Flucht, die freien, schönen Ufer des Bodensees und das Landgut der Schwester seines Vaters. Zwar das rechtlose gewaltthätige Verfahren, durch welches er binnen vierundzwanzig Stunden aus der Mitte aller seiner Freuden und seiner Freunde hinweg in einen Haufen roher oder lüderlicher oder unglücklicher Menschen geworfen war, empörte noch von Zeit zu Zeit seine Galle: aber er zerstreute sich, wie er konnte, und zum ersten Mal fühlte er die Weisheit und ihr Glück in Ausübung der Lebensregel seines Vaters: Sey dein eigener Meister, und du bist Meister der Welt.

——o——

Die Rekruten machten nur kleine Tagereisen. Nachdem sie in Potsdam eingezogen und gemustert waren, wurden sie verschiedenen

Regimentern einverleibt. Wilmson kam unter die Garde zu Fuß. Er fügte sich in Alles; erlernte die puppenhafte steife Stellung, die Handgriffe mit dem Gewehr, Links- und Rechtsschwenken schnell; ward in die blanke Uniform eingekleidet, und versah bald den Dienst gleich allen Andern. Wie wenig er sich auch Mühe darum gab, gewann er in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit und Gunst der Hauptleute. Er war ohne Widerrede der schönste Mann im ganzen Regimente, wenn auch nicht der längste. Sein Ton, sein Anstand, seine feinen Sitten verriethen bald, daß er aus gutem Hause sey. Man unterschied ihn von den Andern. Seine mannigfachen Kenntnisse blieben nicht unbemerkt. Die Hauptleute benutzten ihn. Er mußte bei vielen Schreibereien und Rechnungen helfen. Er trug unter der groben Soldatenuniform das feinste Leinen. Er machte große Ausgaben, bald seinen Kameraden einen frohen Tag zu schaffen, bald Rothleidenden Trost zu bringen, denen mit Geld zu helfen war. Dies alles erwarb ihm eine Achtung unter den Gemeinen und Obern, wie sonst dem Soldaten nicht zu Theil wird. Er empfieng sogar Erlaubniß, ein eigenes Zimmer zu bewohnen; und damit war unter diesen Verhältnissen sein höchster Wunsch gewährt. Er richtete sich niedlich, aber einfach ein. Man wußte wohl, er sey wider Willen und auf des Königs unmittelbaren Befehl unter die Soldaten gebracht. Viele Andere beym Regiment waren auf ähnliche Weise dahin gerathen. Aber Keiner schien mit seinem neuen Stande schneller versöhnt zu seyn. Er selbst äusserte bei jeder Gelegenheit seine Zufriedenheit, und erklärte, daß er entschlossen wäre, lebenslänglich Soldat zu bleiben, und wenn sein Vater für den Loskauf Tonnen Goldes böte.

Dies alles aber war nur List. Er erreichte durch sie seinen Zweck, Vertrauen zu gewinnen. Man gestattete ihm vorzugsweise große Freiheiten. Selten machte er von ihnen Gebrauch, Mißbrauch nie. Der Oberst des Regiments nannte ihn nicht nur seinen Sohn, sondern behandelte ihn immer mit einer Freundlichkeit und Achtung, deren sich selbst wenige Offiziere zu rühmen hatten. Wilmson mußte oft bei ihm im Hause seyn und Schreiberdienste verrichten; zwar nicht an seiner Tafel, doch aber mit seinen Hausleuten speisen. Durch die Gunst des Obersten rückte Wilmson, besonders da sich der König selber eines Tages nach ihm erkundigt hatte, und seine Beförderung wünschte, schon im ersten Vierteljahr zum Feldwebel vor.

Indessen unterhielt er mit seinem Vater fleißigen Briefwechsel, aus welchem er immer hellere Hoffnungen seiner nahen Erlösung hervor schimmern sah. Vater Wilmson in Magdeburg verkaufte fort und fort seine gesammten Waarenvorräthe; und konnte es nicht ohne Nach-

theil geschehen, so ließ er sie in Niederlagen außerhalb der preußischen Grenzen bringen. Er zog nach und nach alle seine ausstehenden Gelder ein, zuweilen nicht ohne baaren Verlust, unter dem Vorwand, daß er durch auswärtige Bankerote in seinen Vermögensumständen zurückgekommen sey. Man hielt ihn zwar für den ehrlichsten Mann von der Welt; aber sein kaufmännischer Kredit gieng dabei unter. Und eben das wollte er, um zuletzt auch noch sein Letztes, seine liegenden Besitzungen in Magdeburg, ohne andern Verdacht zu erregen, in Geld umwandeln zu können.

Als ihm dies gelungen war, schrieb er seinem Sohn: „In vierzehn Tagen verlasse ich Magdeburg und eile zum Bodensee. Man glaubt hier, ich begebe mich in die Niederlande zurück. Dort erwarte ich Dich bei meiner Schwester; ich erwarte Dich unter Seelenangst. Denn Du hast ein schweres Werk vor Dir. Triff Deine Anstalten zur Flucht mit Vorsicht. An Geld fehlt es Dir nicht, und verlangst Du noch mehr, so send' ich Dir es auf der Stelle. Heute reiset, weil Du es wünschest, Krabb zu Dir, um beym Befreiungswerke Dein Gehülfe zu seyn. Der alte Mann ist närrisch vor Freuden. Du bringst ihn mit Dir zum Bodensee. Er soll und will seine alten Tage bei mir beschließen. Damit weniger auf Dich und ihn Argwohn falle, und ihr beide in Eurem Einverständnisse desto freier handeln könnet, vermeidet, öffentlich beisammen zu erscheinen. Ich habe ihn mit Geld versorgt."

Der Feldwebel zu Potsdam hatte wirklich schon die Entwürfe zur Flucht vollkommen ins Reine gebracht. Aber zu ihrer sichern Vollziehung war er eines treuen, vertrauten Mannes bedürftig, den er in Potsdam nicht finden konnte. Darum verlangte er den treuen Krabb zu sich. Diesen wollte er, als reichen Kaufmann gekleidet, nach Berlin senden, von dort mit Extrapost nach Potsdam kommen, dann sich von ihm aufnehmen lassen in den Wagen, und so über die preußische Grenze nach Sachsen fliegen.

Krabb kam wirklich an. Der Alte weinte Freudenthränen, als er in der Dämmerung eines Abends zum jungen Wilmson ins Zimmer trat. Fritz erdrückte den treuen Hausfreund fast an seiner Brust, und weihte ihn in seine Plane ein.

„Holla!" rief der Invalide: „Geht mir jetzt das Licht auf, warum mir der alte Herr zu Magdeburg einen ganzen Reisekasten voll feiner Wäsche und Kleider machen und einpacken ließ. Fritzchen, hol' mich, straf' mich, ich sehe darin aus wie ein geheimer Rath oder Bürgermeister, und metzle ich mir erst den Bart weg, soll mich der Teufel selbst nicht erkennen."

Alle Abreden wurden nun genommen. Krabb sollte im Wirths-

hause wohnen bleiben. Man wollte nie öffentlich zusammentreffen, und von Magdeburg den letzten Brief des Herrn Wilmson erwarten, worin derselbe seine Abreise melden würde; dann alsbald zum Werk schreiten.

Der Brief kam endlich an. Auch Krabb hatte einen, fast gleichen Inhalts, von Herrn Wilmson empfangen. Mit diesem in der Hand lief er voller Entzücken, sobald es am Abend dunkel geworden, zum Feldwebel. Dieser aber, der, den Kopf auf den Arm gestützt, in träumender, schwermüthiger Stellung am Tische saß, schien das Entzücken des Invaliden gar nicht mit ihm theilen zu wollen, antwortete auf Alles sehr kurz und trocken, oft gar nicht.

Der Invalide stand ganz verblüfft vor seinem jungen Herrn und gaffte ihn mit großen Augen an. „Sind Sie krank geworden?"

— Nein, Krabb.

„Ist etwas vorgefallen?"

— Nichts.

„Nun, so stehen mir wahrhaftig alle meine fünf Sinne still, wenn ich das begreife. Ich dachte, Sie wären jetzt vor Freuden in allen Lüften, und sitzen nun da, wie ein Delinquent, verzeih mir's Gott, auf dem Armensünderstuhl. Muß ich nicht morgen nach Berlin, den Reisewagen kaufen, anspannen lassen?"

— Krabb, mit der ganzen Sache hat's noch keine Eile.

„Keine Eile? Wann denn?"

— Ich weiß nicht.

„Ei, so schlag doch das Wetter drein. Weiß nicht! Wie soll ich's denn wissen? Der alte Herr ist ja schon fort in's Reich."

— Ich bleibe einsweilen noch hier. Laß mich in Ruhe.

Mit diesen Worten stand Fritz auf, that einen tiefen Seufzer, gieng mit großen Schritten einigemale durch's Zimmer, hielt dann plötzlich vor dem Invaliden still und legte seine Hände auf dessen Schultern, während er einen Blick voll innerer Seligkeit, die sich in seinem ganzen Antlitze offenbarte, in die Höhe richtete. — Krabb schwieg wie ein Mäuschen, und sperrte Ohren und Mund auf; sein ganzes Gesicht ward Ohr, und horchte der Erzählung, die da kommen sollte. Statt dessen runzelte Fritz plötzlich die Stirn, wandte sich ab und gieng mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen schweigend an's Fenster.

„Tröste mich Gott, Fritzchen, aber das Ding ist gewiß mit Ihnen nicht richtig!" sagte der Invalide ganz verlegen.

„Eben darum!" rief der junge Mensch rasch und ärgerlich: „Eben darum schweig. Ein- für allemal, ich bleibe noch; ich will nicht fort; ich kann nicht fort. Laß mich in Ruhe. Morgen, über-

morgen, und wenn's in einem Vierteljahre oder in einem Jahre wäre, kann ich Dir mehr sagen. Die Sachen stehen jetzt anders."

„Das sind mir schöne Geschichten!" brummte der Alte: „Komme daher in Hast und Jast; will, Gott verzeihe mir die schwere Sünde, Kopf und Hals daran wagen, einem Deserteur bei'm Ausreissen zu helfen, und den König zu betrügen; setze mich dem Galgen aus, — denn da wird's heißen: mitgefangen, mitgehangen! und nun ist's mit Allem nichts; soll hier ein Vierteljahr oder ein Jahr auf der Bärenhaut liegen. Alle Hagel, ich lasse mich hängen, aber das thu' ich nicht!"

Der junge Wilmson hörte nicht auf ihn; und als es der Invalide zu arg trieb, sagte Wilmson: „Freund Krabb, laß mir Ruhe. Ich bin in einer unseligen Lage; bin heute in Himmel und Hölle gerathen; ich kann nicht fort; bin festgebannt; will nicht davon, darf nicht davon; und wenn mich der König selbst über die Grenze bringen ließe, würde ich heimlich wieder umkehren. Nun gehe. Du sollst ja, vielleicht schon in einigen Tagen, Alles erfahren. Nun gehe!" Mit diesen Worten schob er den Alten zur Thür. Krabb schüttelte den Kopf und gieng still fluchend in sein Wirthshaus.

—o—

Daß Fritz Wilmson seinen Sinn so plötzlich geändert hatte, und nun Potsdam, seinen Kerker, nicht verlassen wollte, hatte gute Gründe. Er war seit dem vorigen Tage auf der Wache beim Schlosse gewesen, und erst Mittags, nach Gewohnheit, abgelöset worden. Wie er des Morgens, um sich im Frühstrahl der Sonne zu erquicken, auf dem Platze zwischen den Bildsäulen umhergieng, bemerkte er ein junges, in halbe Trauer gekleidetes Mädchen, welches in Verlegenheit längs den Häusern hingieng, sich links und rechts umsah, und endlich in geradester Richtung auf ihn selbst zukam. Seit ihm die trauernde Schönheit in Magdeburg erschienen war, konnte er keine weibliche Gestalt in schwarzen Kleidern mehr gleichgültig betrachten. Inzwischen verrieth schon die Tracht und der gefüllte Handkorb am Arme der Kommenden, daß diese nur eine Dienstmagd war. Wie sie aber näher trat, vor ihm stehen blieb und schüchtern fragte: „In dieser Gegend soll eine Frau Majorin Malzahn wohnen, können Sie mich nicht zurecht weisen? Ich bin noch allzufremd in Potsdam, kaum drei Tage hier," — und als er die Flötenstimme wieder hörte, die einst sagte, ich bin eine Waise, und stehe recht allein unter dem Himmel! und sie ihm, wie damals, in allen Nerven wiederklang; als er abermals das zarte, kindlich helle Antlitz sah, und das freundliche, demüthige Lächeln der Augen, die er nie vergessen hatte, da umflirrte es ihn blendend, wie Wetterleuchten. „Wie ist mir denn," sagte er mit ungewisser Stimme: „Haben Sie in

Magdeburg eine Verwandtin, die Ihnen ähnlich ist, eine Schwester ... oder sah ich Sie selbst dort, aber — in anderer Tracht . . oder . ."

Sie richtete nun erst ihren gesenkten Blick zu ihm auf und trat erröthend einen kleinen Schritt zurück. „Mein Gott!" stammelte sie, „trügen sie nicht den Soldatenrock, ich würde glauben . . . Sie waren also in Magdeburg? Waren Sie vielleicht . . . aber, das ist doch unmöglich!"

Er ward noch verwirrter. „Ja," sagte er traurig, „ich bin von Magdeburg, bin der Sohn des Kaufmanns Wilmson, und wider meinen Willen, auf Befehl des Königs, unter die Soldaten gebracht: bin schon seit einem halben Jahre hier, und der schönste Tag meines Lebens ward mir zugleich der schrecklichste. Sind Sie es? Habe ich Sie vielleicht selbst beim Einzuge des Königs gesehen?"

„Ach, seufzte sie und senkte ihre Augen zur Erde, „der Tag entschied auch mein Schicksal. Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl, Herr Wilmson; und was man mir Böses von Ihnen gesagt hat, nie habe ich es geglaubt."

„Wer konnte Ihnen denn Böses von mir sagen?"

„Herr Kiek, Sie kennen ihn ja wohl, der Kammerdiener des Herrn Geheimenraths von Gundling. Er behauptete, Sie wären ein Beutelschneider und hätten ihm den Pfeifenkopf und das Tuch geraubt. Ich versichere Sie, nie habe ich dem schlechten Menschen das geglaubt."

„Ist's möglich? Also wären Sie dasselbe Frauenzimmer, das ich . . . hätte ich Sie nur wiedergefunden! — Ich verwahre seitdem Tuch und Meerschaumkopf wie Heiligthümer, für Sie. Aber Ihr Name war mir unbekannt. Im Tuche standen nur die Buchstaben C. v. St."

„Clementine Stern!" lispelte sie halblaut.

„Clementine Stern?" lispelte er leise nach. „Also müßte es lauten: Clementine von Stern?" Und indem er diese nachträgliche Frage that, fiel unwillkührlich sein Blick auf den schweren Handkorb an ihrem weißem Arm, auf die bunte Schürze von grobem Leinen, auf das kleine schwarze Halstuch, und die weiße Haube mit schwarzem Bande, wie sie von weiblichen Dienstboten damals getragen zu werden pflegten, die sich etwas städtisch kleideten.

Clementine schien den Lauf seiner Augen besser zu verstehen, als er sich dessen bewußt war. Sie ward blutroth und sagte: „Es könnte wohl so lauten; aber meine Familie hat das Von längst fallen lassen, und nur ihren Unglücksstern behalten. Seit mein seliger Vater als Subconrector gestorben, und meine selige Mutter nach Berlin gegangen war, in der Hoffnung, einige Unterstützung durch einen weitläuftigen, aber reichen Verwandten zu erhalten, nämlich durch den

Herrn Geheimenrath von Gundling, vollendete sich unsere Noth. Meine arme Mutter starb. Und ich war dahin gebracht, die bessern Kleider abzulegen, und mein Brod, als Magd, zu verdienen.“ Indem sie das sagte, perlten einige helle Thränen über ihre rothen Wangen. „Legen Sie meine Traurigkeit nicht falsch aus, Herr Wilmson; ich schäme mich meines niedrigen, doch ehrlichen Standes gar nicht. Ich dachte vorhin nur an den Schmerz meiner Mutter, den sie gefühlt haben würde, wenn sie meine Zukunft hätte ahnen können.“

„O liebes Fräulein, wenn ich . . .“

„Nennen Sie mich ja nicht Fräulein!“ rief sie und sah ihn mit Aengstlichkeit und Verwunderung an. Als sie aber seine Augen von Thränen verdunkelt erblickte, setzte sie mitleidig hinzu: „Auch Sie sind wohl nicht mehr glücklich?“

„Wie könnten Sie mich für glücklich halten, wenn ich Sie weinen sehe, liebe Clementine? Wie stelle ich Ihnen den Meerschaumkopf zu, den ich von Ihnen in Händen habe?“

„O!“ rief Clementine, und ihre Wangen färbten sich höher: „Lassen Sie mich den nicht wieder sehen. Er ist nun bezahlt. Er hat mein Unglück vollendet, oder vielmehr, er war das Werkzeug des schändlichen Kiek, des Kammerdieners, zu meinem Verderben.“

Sie erzählte die Geschichte des Kopfes nun mit der ihr eigenen Anmuth. Der Eigenthümer dieses Prachtwerks war der Geheimerath von Gundling, welcher sich auf den Besitz dieses köstlichen Schaustücks nicht wenig einbildete. Er hatte ihn um eine beträchtliche Summe in Magdeburg, wohin er den König begleitet hatte, gekauft, und daselbst seinen Namenszug von einem Goldschmidt auf den Silberdeckel graben lassen. — Clementine, welche zu gleicher Zeit mit einer dem Geheimenrath verwandten Familie nach Magdeburg gekommen war, in der sie einstweilen nach dem Tode ihrer Mutter aus Mitleiden aufgenommen worden, mußte an jenem Unglückstage das Prachtstück von dem Goldschmidt zurückholen. Wir wissen, wie sie es verlor. Der bekannte Zeisig, ein Wüstling, hatte längst Absichten auf das arme, aber schöne Mädchen gehabt, welches er durch den Raub ein wenig necken, oder kirrer machen wollte. Er hielt den Unbekannten, mit welchem sie im Menschengewühl so traulich plaudernd Arm in Arm gieng, für seinen beglückten Nebenbuhler. Die Wuth des jungen Wilmson, ihm den Raub wieder zu entreißen, bestätigte Kieks Verdacht. Dies und seine Niederlage unter Wilmsons Fäusten erfüllte ihn mit Rachsucht. Er erfuhr erst nach der Rückkunft in Berlin, daß der Pfeifenkopf nicht wieder zurückgestellt worden sey. Der Geheimerath Gundling, ohnehin ein Mann von verschrobener Gemüthsart, bekanntlich des Königs Hofnarr

dabei, gerieth über den Verlust fast in Raserei. Sein Kammerdiener Kiek wollte von Clementinens Angst Vortheil ziehen, versprach den Geheimenrath zu beruhigen, und den Preis des Kopfes zu bezahlen, wenn die spröde Schöne ein wenig milder gegen ihn werden wolle. Da sie ihn aber stolz zurückwies, erzählte er dem Geheimenrath von dem Vorfall in Magdeburg, nur mit Entstellungen. Er habe gehört, wie Clementine von einem ihrer Liebhaber um den Kopf gebeten worden sey und wie sie ihm endlich das Geschenk gegeben. Kiek habe dem Kerl den Meerschaumkopf aus den Händen gerissen, wäre aber sogleich von demselben und mehreren von dessen Kameraden verfolgt, beraubt und mißhandelt worden; denn mit dem Einzelnen würde er's wohl noch aufgenommen haben. Ohne Zweifel wäre der Räuber des Meerschaumkopfs aus Berlin; denn in einer fremden Stadt, wie Magdeburg, könne Mamsell Stern unmöglich sogleich einen Liebhaber gefunden haben, gegen welchen sie so große Freigebigkeit geäußert hätte.

Weil Clementinens Bericht von dem Vorfalle in Magdeburg ziemlich mit der Lüge des Kammerdieners übereinstimmte, diente ihr Wort nur zur Bestätigung von dessen Lüge. Daß sie den jungen Menschen, mit dem sie so vertraulich gegangen war, nicht gekannt hatte, noch weniger in ihm einen Liebhaber gehabt hätte, glaubte ihr Niemand. Sie mußte vollen Schadenersatz leisten und auf der Stelle aus dem Hause; ja es noch für Gnade halten, daß man sie nicht ins Zuchthaus schickte. Nun Clementine in voller Verlassenheit und Armuth war, erbot sich der Zeisig zu ihrem Beschützer und Versorger. Er zweifelte nicht, daß die Noth, in welche er sie gestürzt, ihre Widerspenstigkeit besiegen müsse. Er irrte sich. Und als sie nach vergeblichen Bemühungen, in irgend ein gutes Haus von Berlin als Kammerjungfer unterzukommen, keine Hoffnung mehr vor sich sah, begab sie sich nach Potsdam, um wenigstens als Haus- und Stubenmädchen ein ehrliches Daseyn zu fristen.

Der junge Wilmson hörte die Erzählung der Unglücklichen mit Schmerz und Zorn. „Läuft mir der Bösewicht noch einmal irgendwo über den Weg," rief er mit nassen und funkelnden Augen, „ich jage ihm, und wäre es wieder im königlichen Vorzimmer, den Degen durch's verrätherische Herz. Nun begreife ich, daß der ruchlose Bube, der mich doch im Vorzimmer des Königs sah, der doch wußte, daß ich als Soldat fortgeschleppt wurde, mich Niemanden nannte, daß er mich nicht als Dieb verklagte. Er mußte fürchten, Ihre Unschuld und seine Niederträchtigkeit und Unwahrheit komme zugleich an den Tag. — Ach, liebe Clementine, wie viel haben Sie meinetwillen gelitten! Denn Alles wäre vielleicht nicht geschehen, wenn ich Sie im Menschengedränge nicht begleitet hätte! Ich muß Ihnen vieles vergüten. Und ich will es.

Ich kann es. O mein Gott, wie viel haben Sie gelitten! Wie viel leiden Sie noch!"

„Nein, Herr Wilmson, ich leide nichts mehr. Ich habe eine gütige Herrschaft gefunden."

„Ach, die gütigste Herrschaft ist eine Herrschaft! Sie sollen frei seyn. O, meine Liebe, ich bin freilich jetzt noch Soldat, — aber mein Vater ist reich, ich bin reich — haben Sie Vertrauen zu mir. Ich bin gewiß nicht von dem Schlage, wie der elende Kammerdiener; — ich biete Ihnen . . ."

„Für alle Anerbietungen danke ich Ihnen, Herr Wilmson. Sie sind sehr gütig. Aber ich bin nur frei, so lange ich Niemanden Verpflichtungen schuldig bin. Und daß ich Sie nicht für einen Mann halten solle, wie jenen elenden Menschen, — o, das hätten Sie nicht nöthig gehabt zu bitten. Er ist mein bösester Feind. Ich kenne ihn."

„O, daß Sie auch mich kennen würden! Vielleicht . . ."

„Wache heraus!" schrie die Schildwache. Ein General ritt über den Platz. Die Soldaten eilten aus der Wachtstube hervor. Der Feldwebel verbeugte sich gegen das artige Kammermädchen und sprang zu seinen Leuten in Reih und Glied. Als der General vorbeigeritten war, hatte sich die schöne Clementine vom Platze entfernt.

Träumend gieng der Feldwebel wieder auf und ab. Die unerwartete Erscheinung hatte sein Inneres wunderbar verwandelt. Er wiederholte sich alle ihre Worte und Erzählungen. Die Bewegungen ihres Gemüths, während des Plauderns, hatten sie noch schöner gemacht, als er sie in Magdeburg gefunden. Sie glich einer göttlichen Hebe, verkleidet in gemeine, unwürdige Tracht. Er stand wieder auf derselben Stelle, wo sie vor ihm gestanden hatte. Ein Schauer drang hier empor in sein ganzes Wesen. Er fühlte sich edler und seliger. Potsdam, welches ihm bisher immer wie ein Kerker erschienen war, hatte sich plötzlich in ein weites Paradies, und der Befehl des Königs, der ihn zum Soldaten gemacht hatte, in eine göttliche Fügung verwandelt. Er segnete den Monarchen, er segnete sein Loos. Er dachte nicht mehr daran, Potsdam zu verlassen.

Sobald er von der Wache abgelöset worden war, durchstrich er alle Gegenden der Stadt, Neustadt, Friedrichsstadt und Bodengraft. Das Unglück hatte aber gewollt, daß er nicht nach der Wohnung des Mädchens gefragt hatte. Er suchte bis zur dunkeln Nacht, und fand sie nirgends wieder. Doch war er überglücklich. So fand ihn Krabb am Abend desselben Tages. (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück: — Der Kopf.

Die Schwingen des Lebens.

Als die Schöpfung der Erde beendet war, und der Mensch, von der Dämmerung tiefem Schlummer umfangen, die Freuden des Daseyns in seligen Träumen zum erstenmale begrüßte, da traten drei hohe Engel, die dem Schöpfer gefolgt waren, um das Werk seiner Allmacht zu schauen, vor die Lagerstätte des Schlummernden, den Herrn der Schöpfung begrüßend, im Gefühl der Liebe und Freude. Und als sie sich zu demselben herabbeugten, waren sie überrascht von der Schönheit und der vollendeten Gestalt des Erschaffenen, und sie sprachen zu einander: Wahrlich der Mensch steht den Engeln sehr nahe, wenn seine Seele der Reinheit und Hoheit seiner Züge entspricht. Aber, — begann der Eine, dessen Stirn ernster und höher strahlte, als die der Uebrigen: ein Schmuck der Himmelsbewohner wurde dennoch dem Sohne der Erde versagt, siehe, ihm fehlet das Zeichen der Freiheit, das schimmernde Flügelpaar. Trauernd sahen die Engel die Entdeckung des ernsten Bruders bestätigt, und sie flüsterten leise: Wollte der göttliche Meister hiedurch andeuten, daß des Staubes Kind noch nicht würdig sey, des freyen Aufschwunges und der seligen Freude, im Gebiete des Lichts! Da stieg aus dem nahen Gebüsch ein Adler empor und durchschnitt, mit breiten Schwingen, die Luft und verschwand dann in der sonnigen Höhe. Und die Engel erblickten ihn, und begannen von neuem: Siehe den Vogel des Gebirges! Ist er nicht freier und begünstigter, denn der Herr der Erde? Und wird dieser dem Glücklichen ohne Neid nachzublicken vermögen in die sonnigen Regionen? Laßt uns, rief einer der Engel, dessen Antlitz so mild wie der Himmel, und so schön, wie die Morgenröthe, leuchtete: laßt uns vor Jehovah treten, und für den Menschen bitten, daß er, gleich uns, das Geschenk der Freiheit erhalte und nicht an dem Boden gefesselt sey, gleich den Thieren des Waldes und dem niedern Gewürm. Ja, wir wollen zu dem göttlichen Meister, der wird uns erhören! rief der Dritte, das selige Auge erhebend: und dahin schwebten die Engel auf den Fittichen des Morgenlichts. Als aber Jehovah der Engel Fürbitte vernommen, ruhte sein göttliches Auge mit Wohlgefallen auf den freundlichen Lichtgestalten, die also in liebender Sorge erglühten, für den jungen unmündigen Menschen. Ihr begehrt für den Sohn des Staubes der Lichtbewohner seliges Loos! sprach Jehovah: aber noch liegt der Freiheit Glück außer den Grenzen seiner Kraft. Ihn für dieses zu erziehen, ist die Aufgabe seines Daseyns, und die Sehnsucht nach diesem ihm noch unversagten Glück, ist das Band, welches ihn an die Geisterwelt knüpft. Aber wollet ihr, die ihr des Neuerschaffenen mit so sorgender Liebe gedenket, ihm, wenn seine Kraft ermattet, eure Fittiche

leihen; so sey es fortan in eure Macht gegeben, des Sterblichen Loos zu erleichtern. Gehet hinab und werdet seine Führer auf dem Pfade des Lebens, und gebet ihm durch eure Nähe den Vorschmack künftiger Wonne!

Und alsobald jauchzten die Engel voll hoher Freude und umschlangen sich inniger und schwebten vereinigt zur Erde hinab und traten vor des Schlummernden Lager. Freudenthränen im Auge, legten sie ihre Hände auf des Menschen Brust, wie zu einem stillen Gelübde. „O du, der du jetzt noch in den Armen des Schlummers liegst," begann der jüngste der Engel: „gedenke, wenn du einst auf deinem Pfade manchem Ungemach, mancher Klippe begegnest, gedenke meines Wortes! Hebe deine Blicke getrost zu mir und ich werde dir meine Schwingen leihen, denn leicht tragen dich die Fittiche der Hoffnung über die Dornen des Augenblickes und führen dich in lichtere Gefilde." „Und wenn einst die Last des Tages zu schwer deinen Nacken darnieder beugt," begann der zweite mit mildem Antlitz: „so komme zu mir, ich will deine Bürde erleichtern! Der Liebe starke muthige Schwingen werden dein Leben mit wunderbarer Kraft durchströmen, und unermüdlich wirst Du das Gute schaffen und fördern und weit mehr vollbringen, als die schwache Hand des Sterblichen zu leisten vermag." „Und wenn einst Stunden dir nahen," so begann der dritte der Engel in leuchtender Hoheit: „wo irdischer Schmerz oder selbstverschuldetes Unglück dich im Genusse des Friedens, des Glücks zu stören droht, wenn du dich von Banden eingeengt fühlst, die du nicht zu lösen vermagst und tiefverirrt in dem Labyrinthe des Lebens, nach Hülfe und Rettung verlangst, dann nimm, o Sterblicher! getrost deine Zuflucht zu mir! Des Glaubens heilige Fittiche überwinden jede Erden-Gewalt, und tragen dich aus Nacht und Dunkel empor zu des ewigen Vaters liebender Brust. Mein Himmel soll in diesem Augenblick der deine, meine selige Kraft die deinige seyn und du wirst, geläutert und beruhiget, heimkehren zu dem Busen der mütterlichen Erde." Also sprachen die Engel und reichten sich die Hände zum dauernden Bunde. Jehovah aber blickte mit Liebe auf die Vereinigten, und weihte sie zu den Schutzgeistern des Menschen.

Agnes Franz.

Biographien berühmter Männer aus der ältern und neuern Geschichte.

1. Hermann, der Retter der deutschen Freiheit.

Unter der Regierung Augustus suchten die Römer ihre Herrschaft auch über Nieder-Deutschland zu verbreiten. Ein glücklicher Erfolg be-

gleitete den Anfang dieser Unternehmung. Die Deutschen, zwar muthig, kriegslustig und Freiheit liebend, aber in mehrere Völkerschaften getheilt, unter sich uneins, und der Kriegskunst unkundig, setzten keinen vereinigten und geordneten Widerstand entgegen; von dem Rhein bis zur Elbe hin, drangen die Römer vor, und schon schien es, daß ganz Niederdeutschland ihrer Uebermacht auf immer unterliegen würde. Aber alles, was sie durch fünfundzwanzigjährige Anstrengung errungen hatten, raubte ihnen ein einziger Schlag durch die Klugheit und Tapferkeit eines deutschen Helden, dessen Andenken noch jetzt gefeiert and beachtet zu werden verdient.

Hermann, so hieß dieser edle Deutsche, war der Sohn eines Anführers der Cherusker, die vom Harz bis zur Elbe hin wohnten. In früher Jugend kam er mit seinem Bruder nach Rom; denn die Cherusker standen damals in gutem Vernehmen mit den Römern, und diese zogen gerne Deutsche in ihre Kriegsdienste, um Deutsche durch Deutsche zu unterdrücken, oder um sich der Treue derselben zu versichern, und sie dadurch an römische Herrschaft zu gewöhnen. Hermann blieb einige Jahre in Rom. Sein lebhafter, hervorstrebender Geist fand daselbst Nahrung; er lernte römische Sprache, römische Kriegskunst und römische Schlauheit, und erwarb sich römisches Bürgerrecht und Ritterwürde. Als aber sein Vater Segimer gestorben war, kehrte er mit Erlaubniß der Römer in seine Heimath zurück. Vielleicht glaubte man zu Rom, daß der Jüngling, den man zu Würden und Ehren erhoben hatte, mit Achtung und Liebe für Rom erfüllt sey, und daß er seine Landsleute zu gleichen Gesinnungen führen würde; aber man irrte sich. So wie Moses einst, als er am Hofe der Egyptier erzogen wurde, in aller Weisheit derselben zunahm, und doch voll heißer Liebe für sein Volk, die Israeliten, erglühte: so war auch Hermann nur seiner Bildung, nicht seiner Gesinnung nach ein Römer geworden. Sein Herz war und blieb seinem Vaterlande mit heißer Liebe zugethan.

Er sah, als er zurück kam, die nahe Unterjochung seines Vaterlandes vor Augen. Immer weiter hatten sich die Römer mit List und Gewalt ausgebreitet; immer zahlreicher wurden ihre Besatzungen und Schanzen auf deutschem Boden; immermehr wurden die Deutschen ihren alten Sitten, ihrer einfachen Lebensweise und ihrer Liebe zur Unabhängigkeit abgewendet. Um allmählich und fast unvermerkt das Joch der Knechtschaft über ihre Nacken zu werfen, entzog man ihnen durch Ausdehung ihre junge Mannschaft, gewöhnte man sie an fremde Bedürfnisse, nöthigte man sie zu Abgaben, und führte zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten die Schikanen der römischen Rechtspflege unter ihnen ein. Dies that besonders Quintilius Varus, römischer Statthalter in den

Ländern zwischen dem Rhein und der Elbe, ein eigennütziger Mann, unkriegerisch und voll thörichter Einbildungen, der, im stolzen Vertrauen auf seine Macht, durch Abgaben und Prozesse die Deutschen bedrückte, und sie nicht als Bundesgenossen, sondern als Unterjochte behandelte. Dies alles merkte Hermann und sein Herz entbrannte von dem Verlangen, die Freiheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes zu retten.

Aber das Unternehmen war schwierig, und für einen gemeinen Kopf ganz unausführbar. Die Römer standen da mit einer großen Kriegsmacht, die sich an das rauhe Clima Deutschlands gewöhnt hatte, und deren einzelne Theile sich jeden Augenblick vereinigen, und jeden Widerstand vernichten konnten. Die Deutschen hingegen waren getheilt, oft unter einander uneins, schwer zu vereinigen, und noch schwerer zusammen zu halten. In offenem Felde, wo Kriegskunst sich zeigen konnte, waren sie nicht im Stande, den Römern mit Erfolg die Spitze zu bieten; nur wenn es in waldigen und sumpfigen Gegenden, die sie genau kannten, zum Gefecht kommen sollte, ließ sich Vortheil für sie erwarten. Aber wie sollten sich die schlauen und vorsichtigen Römer in weglose Wildniß locken lassen? — Der gewandte Geist und hochherzige Muth des Hermann überwand alle Schwierigkeiten, die sich seinem feurigen Verlangen entgegen stellten. Im Geheimen zieht er edle Deutsche an seine Seite, knüpft durch sie eine Verbindung mehrerer Deutschen Völker zwischen der Weser und der Elbe, und bringt es dahin, daß ihm die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten übertragen wird. Indessen stellt er sich, um der List mit List zu begegnen, als wäre er immerfort ein Freund der Römer, bleibt beständig um den Varus, schmeichelt den schwachen Seiten desselben, nimmt an dessen Tafel Theil, und weiß ihn so einzuschläfern, daß Varus, obgleich häufig gewarnet, mit vollem Vertrauen zu Hermann, blindlings seinem Verhängniß entgegen geht.

Der erste Schritt war geschehen; eine Verbindung war unter den Deutschen zu Stande gekommen. Aber auch der zweite Schritt, den Varus fern vom Rhein und Gallien in unwegsame Gegenden zu locken, gelang dem Hermann. Auf sein Anstiften mußten, als unter den Deutschen Alles zum Kampfe vorbereitet war, die deutschen Völker in den Gegenden der Ems, Lippe und Weser Unruhen erregen. Die Nachricht hievon erscholl bald in das römische Lager. Hermann beredete nun den römischen Statthalter, in Person wider die Aufrührer zu ziehen, und, um desto eher zu ihnen zu gelangen, den nächsten Weg durch den teutoburger Wald einzuschlagen. Varus, begierig, schnell einen glücklichen Streich auszuführen, folgt diesem Rath, und sammelt eiligst all sein Kriegsvolk. Am Abend vor dem Aufbruch ward er noch ein Mal gewarnt. Segestes, ein Edler unter den Cheruskern, des Hermanns Oheim, und

von diesem erzürnt, weil Hermann die Thusnelde, Segestens Tochter, durch Raub zur Gattin genommen hatte, wußte um die Verschwörung, und entdeckte sie, aus Haß gegen den Hermann, dem römischen Statthalter. „Laß" rief er unter andern dem Varus zu, „laß mich den Hermann und die übrigen edeln Deutschen, die um Dich sind, fesseln; das Volk wird ohne Anführer nichts wagen, und Du wirst dann Muße haben, die Schuldigen von den Unschuldigen zu unterscheiden." Aber Varus war so unentschlossen oder verblendet, daß er auch auf diese Warnung nicht achtete. Er brach auf mit einem starken Heere, vieler Bagage und zahlreichem Troß, und übergab dem Hermann die Aufsicht über den Nachzug der deutschen Hülfstruppen. Gerade dies hatte Hermann gewünscht; denn nun konnte er im Rücken der Römer, um ihren Rückzug zu vereiteln, Wege, Straßen, Dämme und Brücken zerstören, und sich dann unbemerkt mit seinen Verbündeten, die auf den Anmarsch der Römer lauerten, vereinigen.

Sorglos zog Varus durch wilde und morastige Waldungen; aber als er mitten in den teutoburger Wald, in die Gegend des heutigen Paderborn, kam, sahe er sich plötzlich umringt und angegriffen. Von Vorn und von beiden Seiten her stürzten die Verbündeten, und von Hinten Hermann, auf ihn los. Vergebens bereuete nun Varus seine Unvorsichtigkeit; vergebens zog er seine Truppen zusammen; vergebens ließ er die überflüssige Bagage verbrennen; seine Soldaten waren in den dichten Waldungen zerstreuet, unkundig der Wege und Schlupfwinkel, und entkräftet durch den beschwerlichen Marsch, durch einen wüthenden Sturm und unaufhörlichen Regen. Weder das Fußvolk noch die Reiterei fand in dieser Wildniß Raum, um die eingewöhnte Kriegsgeschicklichkeit zu bewähren. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte der schreckliche Kampf; nirgends ließen die Deutschen den Römern Ruh; unaufhörlich wiederholten sie ihre Angriffe. Die Niederlage der Römer war vollkommen. Varus selbst, verwundet, stürzte sich in sein eignes Schwert, um nicht den Feinden lebendig in die Hände zu fallen. Die meisten vornehmsten Offiziere folgten seinem Beispiele. Von drei Legionen und sechs Cohorten (ohngefähr 21,000 Mann) konnten nur Wenige entrinnen. Die Meisten wurden von den Deutschen niedergehauen, oder den Göttern geopfert, oder als Sklaven verkauft.

Das römische Heer, das hier vernichtet worden war, hatte, in Rücksicht auf Tapferkeit, Zucht und Kriegserfahrung, zu den besten im ganzen römischen Reiche gehört. Ungemein groß war daher das Schrecken, als die Nachricht von dieser Niederlage, die sich im neunten Jahre nach Christi Geburt ereignete, nach Rom kam. Selbst der Kaiser Augustus wurde dadurch so bestürzt, daß er, gleich einem Wahnsinnigen, seinen

Kopf gegen die Wände stieß, und mehrmals verzweifelnd ausrief: „Quintilius Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ — Die Deutschen aber freueten sich, ohne ihren Sieg weiter zu verfolgen, der wiedererlangten Freiheit, und des gesicherten Besitzes ihrer Verfassung, Sitten und Sprache; und der Ruhm des Hermanns ward hoch gefeiert.

Von nun an suchte dieser dasjenige, was vorzüglich diesen Sieg bewirkt hatte, Einigkeit unter den Deutschen, oder den Bund der Cherusker, den er gestiftet hatte, aufrecht zu erhalten; aber es gelang ihm nicht. Ungemäßigte Freiheitsliebe auf der einen, Haß und Eifersucht auf der andern Seite, trennte diesen Bund; und als die Römer einige Jahre nach dieser Niederlage wieder über den Rhein giengen, mehr, um die erlittene Schmach auszutilgen, und, um die Grenzen ihres Reiches zu sichern, als, um Eroberungen zu machen, so traten wiederum Deutsche auf Seiten der Römer, und kämpften gegen ihre eigenen Landsleute. So floh Segestes, des Hermanns Oheim und Schwiegervater, und brachte selbst Hermanns Gattin, seine Tochter Thusnelde, die aber mehr ihrem Gemahl, als ihrem Vater glich, in römische Gefangenschaft; auch des Hermanns Bruder blieb bei den Römern, von ihnen mit eiteln Ehrenbezeugungen geschmeichelt, und mit einem römischen Namen, Flavius, benannt.

Einst (im sechszehnten Jahre nach Christi Geburt) rückte dieser mit den Römern, unter Anführung des Germanicus, bis an die Weser vor. Hermann, zum Kampf gegen die Römer gerüstet, hörte, daß Flavius unter ihnen sey, kam an das rechte Ufer der Weser, und rief ihn hervor. Flavius erschien am linken Ufer, nur mit einem Auge; das andere hatte er als Soldat des Tiberius verloren. Hermann grüßt ihn, und fragt, als Bogenschützen und Schleuderer von beiden Ufern entfernt sind: „Woher kommt die Entstellung deines Gesichts?“ Flavius nennt Ort und Tag, und preist den erhöheten Sold, die Halsketten, Kronen und andere kriegerische Ehrenzeichen, die er von den Römern für seine Tapferkeit und Treue erhalten habe. „Schändlicher Lohn und Knechtschaft!“ ruft ihm sein Bruder zu. Darauf sucht Jeder von ihnen, den Andern von der ergriffenen Parthei abzulenken. Flavius erhebt die Größe Roms, die Macht des Kaisers, schildert die harte Bestrafung der Besiegten, derer, die sich freiwillig unterwarfen. „Selbst deine Gattin und dein Sohn,“ setzt er hinzu, „werden keineswegs feindlich behandelt.“ — Dagegen erinnert ihn Hermann, mit aller Stärke eines hochherzigen Freiheitssinnes, an die Pflichten gegen das Vaterland, an die uralte Freiheit desselben, an die heiligen Schutzgötter Germaniens, und beschwört ihn, im Namen ihrer gemeinschaftlichen Mutter, lieber Feldherrnglanz aufzuopfern, als Freunde, Verwandte und Vaterland zu ver-

lassen und zu verrathen. — Allein, Flavius wurde nicht erweicht, sondern erbittert. — Allmählich kam es zu Schmähungen; und bald wären beide Brüder, trotz des Flusses, der sie schied, handgemein geworden. Schon forderte Flavius, von Wuth entbrannt, Roß und Waffen; aber ein römischer Kriegsoberster zog ihn zurück. Auf der andern Seite stand Hermann, mit drohender Geberde, und drang auf ein Treffen. Dieses erfolgte Tags darauf. Die Römer setzten, von deutschen Hülfsvölkern angeführt, über die Weser, und die Deutschen mußten der Kriegskunst und Uebermacht derselben weichen. Hermann selbst, der mit großer Tapferkeit kämpfte, und überall Ordnung unter den Seinigen zu erhalten suchte, ward umringt, hart verwundet; und nur mit vieler Mühe gelang es ihm, einer schmählichen Gefangenschaft zu entfliehen.

Indessen konnten die Römer keinen bleibenden Vortheil in Niederdeutschland behaupten; denn, obschon sie sechs Jahre nach jener Niederlage im teutoburger Walde (im Jahre 15 nach Chr. Geb.) dem Varus und allen mit ihm gefallenen Römern auf der Wahlstatt selbst ein Todtenfest veranstalteten; obschon sie ferner im Jahre 16 nach Ch. Geb. bis über die Weser vordrangen, und den Hermann mehrmals zurückdrängten; so gelang es ihnen doch nicht, fortdauernde Besitzungen in Deutschland zu erringen; und bald (26 Jahre nach Chr. Geb.) gaben sie den Gedanken, sich daselbst festzusetzen, völlig auf.

Aber auch Hermann war nicht glücklich. Von seinem Oheim und seinem Bruder gehaßt, und getrennt von seiner Gattin, die ihm in der Gefangenschaft einen Sohn gebar, den er niemals sah, lebte er in beständigen Mühseligkeiten und Gefahren. Und nachdem er lange daran gearbeitet hatte, die Freiheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes zu erhalten, so wurde er selbst dem Freiheitssinn seiner Landsleute verdächtig. Sie warfen ihm vor, daß er nach Herrschaft und Königthum strebe und griffen ihn an. Eine Zeitlang vertheidigte er sich mit abwechselndem Glücke; endlich aber unterlag er der Arglist. Er wurde von seinen Kriegsgesellen überfallen und getödtet, im zwölften Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde, im 37sten Jahre seines Alters. Doch sein Ruhm, schon damals in deutschen Heldenliedern gefeiert, und selbst von römischen Schriftstellern anerkannt, lebt unsterblich fort in den Jahrbüchern der Geschichte und in der Dankbarkeit seiner Nachkommen.

Aus dem Tagebuche des Kapitains Parry ꝛc.

(Beschluß.)

Im Februar erschienen die ersten Wölfe, eine Horde von dreizehn, welche alle nach einander erlegt wurden. „Diese Thiere," heißt es in

Kapitain Parry's Bericht, „hatten die Esquimaux auf ihrer Reise nach der Insel am vorigen Tage begleitet oder waren ihnen auf dem Fuße gefolgt, und bewiesen sich uns als der beschwerlichste Theil ihres Nachtrabs. Sie sahen den Esquimauxhunden so ähnlich, daß wenn unter den Offizieren, die sie gesehen hatten, nicht Zweifel geherrscht hätten, ob diese Thiere Wölfe oder Hunde seyen, und die daraus entspringende Furcht, diesen armen Menschen einen unersetzlichen Schaden zuzufügen, nicht gewesen wäre, wir die mehrsten derselben am nämlichen Abend getödtet haben würden, indem sie so dreist waren, bis auf einige Yards an die Fury heranzukommen, und daselbst sich einige Zeit aufzuhalten. —

Die Wölfe hatten nach kurzer Zeit angefangen, uns einigen Schaden zuzufügen; denn nicht einmal die um das Haus und Observatorium befestigten Segeltücher konnten ihren Raubzähnen entgehen, und zwei unserer Prallsegel waren in einer einzigen Nacht äußerst beschädigt worden. Wir legten ihnen Fallen auf dem Eise, so wie starke Harpunen, die mit Ketten befestigt und mit Fleisch geködert waren; allein in die ersteren brachen sie ein und zerstörten sie, und die letzteren fanden wir immer zerbrochen oder krumm gebogen, und die Verwüster entflohen. Diese Thiere waren so hungrig und auch so furchtlos, daß sie einige Esquimaux hunde aus einer Schneehütte nahe am Hintertheil des Hekla weghol-ten, obschon die Matrosen nur wenige Yards von ihnen entfernt waren.

Ein Wolf war einen Abend in eine Falle gerathen, die dem Schiffe so nahe lag, daß sie sehr leicht von demselben beobachtet werden konnte und mehrere Offiziere liefen hinaus, und feuerten zwei Kugeln in die Falle hinein, um ihn mit Eins zu tödten. Da man fand, daß er fortfuhr, in einen Degen, der hineingestochen wurde, zu beißen, so wurde ein dritter Schuß auf ihn gethan. Dann ward die Falle weit genug geöffnet, daß man seine Hinterbeine fest zusammen binden konnte, worauf man ihn, weil er für hinreichend gesichert gehalten wurde, aus der Falle zog. Kaum aber hatte er diese verlassen, als er wüthend gegen Herrn Richards Hals losſprang, und ihm sicher bedeutenden Schaden zugefügt haben würde, wenn dieser nicht mit großer Geistesgegenwart, ihn selbst bei der Kehle ergriffen und solche mit beiden Händen aus allen Kräften zusammen gepreßt hätte. Dies verursachte, daß der Wolf abließ, und Herr Richard hatte bloß einen Biß in den Arm und einen in das Knie erhalten, welche wegen der dicken Kleidung zum Glück nicht gefährlich waren. Der Wolf nahm nun klüglich die Flucht, ungeachtet seine beiden Hinterfüße zusammen gebunden waren, und von der augenblicklichen Verwirrung, die sein Kampf mit Herrn Richard veranlaßte, begünstigt, gelang es ihm, seinen Verfolgern zu entkommen. Am folgenden Tage fand man ihn dreiviertel Meilen vom Schiffe entfernt, todt liegen.

Ein andermal bemerkte Herr Elder, daß mehrere dieser wilden Thiere einen Esquimaurhund anpackten. Er eilte mit seiner Flinte nach dem Kampfplatze, allein die Wölfe waren so geschwinde bei der Theilung ihrer Beute zu Werke gegangen, daß, obschon er in ein Paar Minuten anlangte, und der Hund sich tüchtig gewehrt hatte, er nur das eine Hinterbein fand, indem jeder Wolf mit seinem Antheil weggelaufen war. Es ist bemerkenswerth, daß seit der Declination des Mondes nach Süden, diese Thiere nie in unsere Fallen giengen, statt daß vorher nicht eine Nacht vergieng, ohne daß sie hineinliefen. Die Esquimaux hatten in der ihrigen bloß einen Fuchs gefangen.

Im März erhielt ich von dem kleinen Toneek eine aufgezogene Reihe Knochen, die wir nach genauer Erkundigung erfuhren, einem Landthiere gehörten, das die Esquimaux Kableearioo nannten, und welches wir noch nie angetroffen hatten. Aus der Beschreibung, die uns die Eingebornen von diesem Thiere bei verschiedenen Gelegenheiten machten, schlossen wir, daß es wahrscheinlich die Wolverene sey, welche aber in diesem Theile America's außerordentlich selten ist.

Nun folgen einige Details über atmosphärische, meteorologische und andere Phänomene, die dem denkenden Naturforscher mehr Stoff zu Betrachtungen gewähren, als das Thierreich in diesem Lande.

October 25. 1821. Der Wind war am 24. u. 25. nach Südost umgesprungen, und das Thermometer stieg nach und nach auf + 23°. Man beschuldigt mich vielleicht der Affectation, wenn ich sage, daß diese Temperatur viel zu hoch war, um angenehm für uns seyn zu können; nichts desto weniger aber ist es Thatsache, daß Jeder die Veränderung fühlte, und darüber klagte. Wir hatten früher oft die Bemerkung gemacht, daß bedeutende Abwechselungen in der Temperatur der Atmosphäre vom menschlichen Körper auf einer sehr niedrigen Stufe der Scala eben so empfindlich gefühlt werden, als auf den höheren. Der Unterschied besteht blos darin, daß eine Veränderung von 40° bis etwa zur Null hinauf, gewöhnlich sehr angenehm ist; dagegen eine solche von Null bis auf den Frostpunkt, wie eben angeführt, Personen in unserer Lage vielmehr unbequem fällt. Dies wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß unsere Bekleidung, Bettgeräth, Heizung und andere Schutzmittel gegen die Strenge des Klimas, einem niedrigen Kältegrad angepaßt sind, und also durch eine Erhöhung der Temperatur drückend und unbequem werden, während eine Beschränkung wenigstens der beiden ersteren, mit voller Sicherheit nicht anwendbar ist. Hiezu kömmt noch, daß bei dieser Temperatur der Schnee sich zu sehr erweicht, um bequem darauf gehen zu können, und daß die Anhäufung von Eis in den Ritzen und der Fütterung der Offizierkajüten eine beständige Quelle von Uebeln

ist, welche, sobald das Eis fest bleibt, nie gespürt wird. Wahr ist es freilich, daß diese Unannehmlichkeiten im Frühjahr in einem weit stärkeren Grade vorfallen, allein da sie alsdann als Vorläufer einer bleibenden Wärme anzusehen sind, so ist es leicht, einigen derselben vorzubeugen, und es würde unrecht seyn, sich darüber zu beschweren.

Am 14. Nachmittags zeigte sich, als es dunkel geworden war, der Nordschein (Aurora borealis), vorzüglich aus Strahlen bestehend, die in O. z. N. vom Horizont gegen den Scheitelpunkt aufschossen und zuweilen, aber nur sehr wenig, darüber hin, auf die Gegenseite des Himmels zogen. Gerade vor 10 Uhr indeß entwickelte sich diese Erscheinung weit schöner, als wir sie je in dieser Jahrszeit gesehen hatten. Es war ein Platz nahe am Horizont im O. z. N. geblieben, von welchem fortwährend ein hellleuchtendes Licht ausströmte, und wenn man von einem Theil des Phänomens sagen konnte, daß er eine unveränderte Gestalt beibehielt, so war es der Schenkel eines breiten Bogens auf diesem Punkt, welcher kaum ein einziges Mal seinen Platz oder die kräftige Wirkung seines Lichts veränderte. Der Bogen war zu Zeiten vollständig oder nach W. S. W. hinüber geworfen, und hatte im Mittelpunkt eine Höhe von 15° und im Allgemeinen eine Breite von ungefähr 2 Grad, wiewohl er in diesem Betracht unregelmäßig und einigermaßen veränderlich war. Der niedrigere Theil des Bogens war stets scharf abgegrenzt, der Raum unter demselben erschien schwarz, als wenn sich eine dunkle Wolke daran hinzöge, welches gleichwohl nicht der Fall war, denn wir sahen die Sterne darin unverfinstert, ausgenommen da, wo das Licht des Nordscheins hinfiel. Der obere Theil des Bogens hatte nirgends eine deutliche Abgrenzung, aber dessen Licht milderte sich stufenweise, bis es mit dem Azur des Himmels zusammenschmolz, und oft flogen Funken aus demselben zum Zenith hinauf.

So weit kann die Beschreibung einigermaßen eine schwache Idee von dieser glänzenden und außerordentlichen Erscheinung geben, da deren Gestalt hier eine Art von Regelmäßigkeit behauptet; aber über den prachtvollsten Theil derselben während ihrer Dauer halte ich beinahe für unmöglich, Anderen einen angemessenen Begriff von der Wirklichkeit beizubringen. Es ist deßhalb nicht ohne Scheu, daß ich es wage, die nachstehende Beschreibung darzubieten, deren einzige Empfehlung vielleicht der Umstand ist, daß sie unmittelbar, nachdem ich Zeuge von diesem herrlichen Anblick gewesen, niedergeschrieben worden.

Eine unzählbare Menge weißer und gelblichter Lichtströme schienen den größern Theil des Himmels im Süden des Zenith zu erfüllen, wo sie bei weitem in S. O und O. S. O. am hellsten strahlten, und von wo sie oft herzukommen schienen. Einige dieser Lichtströme schossen in geraden

Linien, wie Strahlen, vor sich hin, andere waren gekrümmt und wogten mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in allerhand Richtungen hin und her. Unter diesen bemerkten wir oft jene kleine Sammlungen oder Bündel von Strahlen, welchen man, weil sie sich mit noch größerer Schnelligkeit, als die übrigen, bewegen, den Namen der „lustigen Tänzer" beigelegt hat, und die ich, wenn ich die Beschreibungen, die Andere von ihnen gegeben, recht verstehe, nie vorher gesehen zu haben glaube. In kurzer Zeit erstreckte sich der Nordschein über den Zenith, ungefähr den halben Weg nach dem nördlichen Horizont hernieder, aber nicht weiter, als wenn gleichsam in jener Himmelsgegend ein Etwas wäre, welchem es sich nicht zu nähern wagte. Ungefähr um die nämliche Zeit schossen einige lange Flammenstreifen im N. W. des Horizonts auf, welche bald wieder verschwanden. Während das Licht sich über einen Theil des nördlichen Himmels verbreitete, nahm eine Anzahl Strahlen in der Nähe des Zeniths eine rundförmige Gestalt an, als wenn sie hier einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt hätten, von welchem sie insgesammt ausgiengen. Das Licht, aus welchem sie bestanden, schien eine unbegreifliche schnelle Beweglichkeit in sich selbst zu haben, obschon die Form, die es hatte, und die Stelle, die es am Himmel einnahm, wenig oder gar keine Veränderung während einer oder zwei Minuten erlitt. Man denke sich zum Beispiel den Fall, daß ein Lichtstrom einen Raum zwischen zwei Sternen einnahm, vermittelst welcher seine Lage genau bemerkt werden konnte, so schien das Licht beständig und unablässig von dem einen zum andern überzugehen, als ob, wenn ein Theil des feinen Fluidums, woraus es besteht, am einen Ende nahe bei einem der Sterne zerfloßen und verschwunden war, das andere ununterbrochen neue Nahrung erhielt. Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Bewegungskraft des Nordscheins ist diejenige, die derselbe seitwärts macht, ich meine nämlich, in einer perpendiculairen Richtung seiner Länge nach. Diese Bewegung ist gegen die andern vergleichungsweise nur langsam, doch immer noch sehr schnell in den „lustigen Tänzern," die kein Gesetz in Hinsicht des übrigen Theils des Phänomens zu beobachten scheinen. Wenn die Lichtströme gekrümmt waren, fanden Verwickelungen durcheinander in jeder Richtung statt. Die Aurora blieb nicht lange im Norden des Zeniths, aber beharrte länger als eine Stunde auf der Höhe dieses Punktes; nach welcher sie, als der Mond aufgieng, immer schwächer und schwächer wurde, und halb zwölf Uhr nicht länger sichtbar war.

Die Farbe des Lichts war am häufigsten von einer gelblichen Weiße, zuweilen grünlich, und ein Paarmal bemerkten wir einen lilienartigen Anstrich, wenn mehrere Schichten sich, so zu sagen, durch ein sehr ge-

schwindes Zusammentreffen über einander wegzogen, in welchem Fall das Licht eine verdoppelte Stärke bekam. Der Elektrometer ward mehrere Male versucht, und zwei Katersche Kompasse während der Dauer des Nordlichts auf dem Eise ausgestellt, aber auf keins dieser Instrumente schien dasselbe irgend einen bemerkbaren Einfluß zu haben. Wir gaben auf's aufmerksamste Acht, ob wir nicht irgend ein Geräusch vernähmen, hörten aber nichts, doch war es auch zu kalt, um die Ohren zu lange unbedeckt lassen zu können. Die Helle des Nordlichts war etwas stärker, als die des Mondes. Daß sie die Sterne verdunkelte, darüber, dünkt mich, kann kein Zweifel obwalten. Wir bemerkten in dieser Hinsicht, daß dieser Theil des Himmels wie mit einem Schleier von Gaze überzogen war, und dieser Schleier hatte eine besondere Dicke, wenn zwei der leuchtenden Klumpen sich begegneten und miteinander verwickelten. Das Phänomen hatte ganz das Ansehen der Fülle von vielen gewöhnlichen Wolken; allein zu derselben Zeit gab es keine Wolken, die damit zu vergleichen gewesen wären. Ich kann schließlich noch hinzufügen, daß ungeachtet der Abwechselung und Veränderlichkeit dieses Nordscheins, überall eine bemerkbare Neigung in den verschiedenen Theilen seiner Gestalt war, einen unregelmäßigen Bogen von O. zu N. über zu S. W. zu W. zu bilden.

Am 20st., als wir auf dem Eise mit Beobachtungen beschäftigt waren, bemerkten wir von 7 bis 11 Uhr Vormittags, daß die Aurora borealis fast beständig, obschon stets in veränderter Form und Lage, erschien. Sie fieng mit einer Menge vertikaler Blitzstrahlen an, die vom südöstlichen, südlichen und nordwestlichen Horizont fast bis an den Zenith hinaufschossen. Nachdem diese nach einer halben Stunde aufgehört hatten, erschien der Schenkel eines Bogens, der sich gegen Süden hinneigte, und beinahe dreiviertel Stunden unverändert blieb; sein Licht war gelb und hatte einen besondern Glanz. Hierauf bildete sich allmählig ein Bogen durch das Licht, welches sich über W. N. W. ausdehnte, wovon der glänzendste Theil immer derjenige in der östlichen Himmelsgegend war. Dieser Bogen war unregelmäßig und zuweilen nicht zusammenhängend, aber in eine Anzahl leuchtender Flecken, die kleinen Wölkchen gleich sahen, vertheilt. Wir gewahrten auch, und erinnerten uns, es ebenfalls einmal früher gethan zu haben, daß es an vielen Stellen schmale, aber lange horizontale Unterbrechungen des Lichts gab, die eben so viele dunkle Streifen zu seyn schienen, die parallel darüber hin lagen, welches indeß nicht der Fall war, da die Sterne auf diesem dunkeln Grunde ganz deutlich zu sehen waren. Diese Nacht war eine der hellsten, die wir während des Winters erlebt hatten; die Milchstraße erschien ungewöhnlich glänzend, und war scharf bezeichnet.